
Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management Heft 1/2020

Inhalt

Schwerpunktthema Diversitätsforschung: Von der Rekonstruktion zur Disruption?

<i>Laura Dobusch, Katharina Kreissl und Elisabeth Wacker</i> Einleitung	4
Beiträge aus der Wissenschaft	
<i>Miklas Schulz</i> Sinnlichkeit und Ableismus im Kontext von Schriftsprache: Das disruptive Potenzial des auditiven Lesens	8
<i>Victoria Reitter</i> Attitudes towards asylum seekers in rural areas: disrupting ideas of polarization by including indifference	21
<i>Ivana Pilić</i> Die Kunst der ‚Anderen‘ – Untersuchung diskriminierungskritischer Kunstpraxen	35
<i>Annett Adler und Brigitte Halbfas</i> Disruptive Perspektiven für das junge Forschungsfeld der Gründungsberatung	48
Positionen und Forschungsskizzen	
<i>Alexander Fleischmann</i> Diversität jenseits von Management? Gleichheit mit Jacques Rancière zum Ausgangspunkt von Disruption nehmen	61
<i>Veronika Wöhrer</i> Disruptionen im Klassenzimmer? Vielfalt aus der Sicht von Schüler_innen	66

Carole Ammann, Marina Richter und Susan Thieme

Analytical and Methodological Disruptions: Implications of an Institutional Ethnography in a Swiss Acute Hospital 71

Beitrag aus der Praxis

Ulrike Mayer

Der Ansatz ‚Kritischer Diversität‘ am Beispiel der Diversitätsstrategie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien 76

Offener Themenbereich

Forschungsskizzen

Oxana Ivanova-Chessex und Marco Wenger

Intersektional betrachtete Machtverhältnisse: Von kategorialen Verflechtungen zu Menschenregierungskünsten 83

Verena Liszt-Rohlf, Brigitte Halfas und Kathleen Henseling

Diverse Gründungspersonen? Bildliche Vorstellungen junger Menschen von Gründungspersonen 88

Rezension

Anna Ajlani

Wiederherstellen – Unterbrechen – Verändern? Politiken der (Re-)Produktion 93

Aktuelles

Berichte

Julia Gramlich

Tagungsbericht: Von „Diversity Management“ zu „Diversity & Inclusion“? Fachtagung und wissenschaftliches Vernetzungstreffen der Diversity-Forschenden aus Deutschland, Österreich & der Schweiz, 26.-27. August 2019, Universität St. Gallen 96

Franziska Nitsche

Vielfalt verbindet: Die Diversity-Tage an der Universität Hamburg 2019 99

Inhalt	3
--------	---

Ankündigungen

Andrea D. Bührmann, Laura Dobusch und Ines Weller

Call für Papers zum Themenschwerpunkt für das Heft 1/2021 der Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management: Klimakrise, Diversität und Ungleichheitsverhältnisse: Aktuelle Wechselwirkungen und Transformationen	101
--	-----

Andrea Gurtner, Isabelle Clerc und Tobias Fritschi

Call for Papers zum Themenschwerpunkt für das Heft 2/2021 der Zeitschrift für Diversitätsforschung und -management: Soziale Nachhaltigkeit	104
--	-----

Tagungsankündigung

Fachtagung und wissenschaftliches Vernetzungstreffen der Diversity-Forschenden aus Deutschland, Österreich und der Schweiz am 9.-10. Juli 2020 an der Berner Fachhochschule sowie Diversity-Forschungswerkstatt für Promovierende am 8. Juli 2020 an der Universität Bern	106
---	-----

Beiträge aus der Wissenschaft

Sinnlichkeit und Ableismus im Kontext von Schriftsprache: Das disruptive Potenzial des auditiven Lesens

Miklas Schulz

Zusammenfassung

Gegenstand des Artikels ist das vergesellschaftete Leseverständnis. Es existiert eine unausgesprochene Einigkeit darüber, dass Lesen ein rein visuell leistbarer Vorgang ist. Ziel der Argumentation ist es, diese Selbstverständlichkeit zu dekonstruieren. Bezug genommen wird dafür auf das in den Disability Studies zunehmend Verbreitung findende Konzept des Ableismus. Anhand eigener Forschungsergebnisse zeigt der Autor, inwieweit die soziokulturelle Konstruktion unserer Sinnestätigkeit einen zentralen Beitrag zur Stabilisierung eines sinnlichen Differenzverhältnisses leistet. Irritiert wird diese Idee mit der Einführung des Konzepts des auditiven Lesens.

Schlagwörter: Ableismus, Soziologie der Sinne, Praxistheorie, Disability Studies, Medienaneignung

Sensory Capability, Ableism and the Written Word: The Disruptive Potential of Auditory Reading

Abstract

The topic of this article is the notion of socialized reading comprehension. There is a tacit consensus that reading is an exclusively visual practice. The goal of the argument is to deconstruct this consensus view. The article makes reference to the notion of ableism, which has recently gained wide acceptance in the field of disability studies. By means of his own research results, the author shows the extent to which the socio-cultural construction of our sensory capabilities makes a central contribution to our sensory differences. This idea is challenged and extended via the introduction of the concept of auditory reading.

Keywords: ableism, sociology of the senses, practice theory, disability studies, media appropriation

1 Einleitung

Die Disability Studies sind ein emanzipatorisch orientiertes Forschungsunterfangen. Seit mehreren Jahrzehnten wird ausgehend von dieser politisierten Perspektive nach einem alternativen Behinderungsverständnis gefragt (Waldschmidt/Schneider 2007). Dieses Verständnis soll der Komplexität des Gegenstands Behinderung Rechnung tragen können. Eine Möglichkeit ist es, die Relativität des Verhältnisses zwischen Behinderung und Nichtbehinderung

zu betonen, sodass Behinderung als heuristisches Moment für die Analyse von Praktiken und Normalitätsannahmen Verwendung finden kann. Umstellen lässt sich damit der Fokus von pathologisierten Defiziten auf (Erkenntnis-)Ressourcen. So ausgerichtet wird im vorliegenden Beitrag die Blindheitserfahrung zu einem produktiven Analyseinstrument. Hinterfragt wird, wie ein machtvolles Wissen über den die Schrift sinnlich wahrnehmenden Körper (re-)produziert wird. Neben einer Orientierung am kulturellen Modell von Behinderung schließt dieses Vorhaben an die Frage nach allgemeinen Kompetenzzuschreibungen (abilities) an, wie sie in den vergangenen Jahren in der Diskussion um das Phänomen Behinderung relevant wurden. Anknüpfend an ein relationales Verständnis von dis-/ability zielt die Kritik am Ableismus auf die für ‚normal‘ und erwartbar gehaltenen (körperlichen) Fähigkeiten von Menschen, die kategoriale Unterscheidungen in behindert/nichtbehindert erst erlauben. Ähnlich anderen *Ismen*, die Ungleichheiten und Abwertungen strukturieren, wie Rassismus oder Sexismus (Maskos 2015), geht es dabei um für selbstverständlich gehaltene Fähigkeitszuschreibungen, wie sehen oder gehen können. In ableismuskritischen Forschungsansätzen wird also die Basisannahme der Fähigkeitsunterstellung problematisiert, von der aus sich Behinderung erst als Abweichung konstituiert (Buchner et al. 2015). Die Ableismusforschung fragt nach all jenen (institutionellen) Prozessen, die Fähigkeiten herstellen, zuschreiben oder auch aberkennen (Köbsell 2016). In der Erwartung bestimmter Fähigkeiten treffen sich gesellschaftliche Normalitätskonstruktionen mit der körperlichen Verfasstheit einzelner Individuen und generieren den „able/not-able divide“ (Campbell 2009).

Das Lesen von Schriftzeichen wird, insbesondere in westlichen Gesellschaften, als eine zentrale Kulturtechnik verstanden, an die Teilhabemöglichkeiten gebunden sind. Dabei gilt Lesen traditionellerweise als ein ausschließlich visuell zu leistender Vorgang, bei dem das Auge Papier abtastet, um darauf stehende Buchstaben zu entziffern (Assmann 1993). Lesen ist mithin eine Sinnespraxis, die an spezifische Leistungsvorstellungen einzelner Sinneskanäle geknüpft scheint. Vor diesem Hintergrund muss die Möglichkeit eines Lesens mit dem Ohr als unüblich, wenn nicht gar widersinnig disqualifiziert werden. Ziel des Beitrags ist es daher, die ableistische Vorstellung in der für normal gehaltenen (sinnlichen) Lesepraxis zu illustrieren. Anders formuliert soll der Hörsinn als adäquate Wahrnehmungsweise zur Wissenserlangung dem kulturell überhöhten Sehsinn an die Seite gestellt werden. Ein auditives Lesen ist nämlich mithilfe einer computergestützten Sprachausgabe als assistive Technologie für Blinde durchaus verbreitet und praktikabel. Die vorzunehmende Erweiterung des Leseverständnisses führt zu einer Disruption, also zu einer produktiven Irritation gängiger Normalitätskonstruktionen im Kontext der Sinnesleistungen. Im Folgenden wird dafür zuerst an einem Beispiel aus der Blindenpädagogik die für selbstverständlich gehaltene Bedeutung des Sehsinns für Lernprozesse illustriert und knapp in lese-theoretische Überlegungen eingeführt (2). Dann wird skizziert, wie in methodischer Hinsicht auf die Herausforderung der Beforschung menschlicher Wahrnehmung reagiert wurde (3). Ausgehend davon wird die postulierte Bedeutung des Auges für die Lesepraxis zunächst anhand von Interviewauszügen dargelegt und im Anschluss über die Methode der autoethnografischen Reflexion dekonstruiert (4). Im Fazit wird schließlich das disruptive Potenzial des Konzepts des auditiven Lesens mit einem progressiven Behinderungsverständnis zusammengeführt (5).

Attitudes towards asylum seekers in rural areas: disrupting ideas of polarization by including indifference

Victoria Reitter

Abstract

Based on ethnographic field research, this paper deals with the attitudes of the local population towards newly arrived asylum seekers in a rural, peripheral town in Austria. The empirical data show that positive and negative attitudes are linked equally to three clusters of arguments: those that invoke the rural context, those that relate to social dynamics within the community and those that highlight the appearance and behavior of asylum seekers. What all of these arguments have in common is that the welcoming refugees is based on some form of condition. However, what remains hidden in this observation is the ‘nonattitude’ of indifference, which is also found among the population and can disrupt polarized images of exclusively negative or positive attitudes towards newcomers.

Keywords: attitudes, indifference, asylum seekers, rural areas

Einstellungen zu Asylbewerber_innen in ländlichen Gebieten: Gleichgültigkeit als Disruption von Polarisierungsmodellen

Zusammenfassung

Basierend auf ethnografischer Feldforschung befasst sich dieser Artikel mit den Einstellungen der lokalen Bevölkerung gegenüber neu angekommenen Asylbewerber_innen in einer ländlichen, peripheren Kleinstadt in Österreich. Die empirischen Daten zeigen, dass sich positive und negative Einstellungen gleichermaßen auf drei Argumentgruppen beziehen: der ländliche Kontext, die soziale Dynamik und das Auftreten und Verhalten der Asylwerber_innen. Auf jeder Argumentebene beruhen die Einstellungen der lokalen Bevölkerung auf einer Bedingung. Was dabei verborgen bleibt, ist das Fehlen von Einstellungen in Form von Gleichgültigkeit. Letztere kann als Disruption polarisierter Einstellungen gegenüber Neuankömmlingen verstanden werden.

Keywords: Einstellungen, Gleichgültigkeit, Asylwerber_innen, ländliche Regionen

1 Introduction

Rural areas are often associated with population decline through out-migration and declining birth rates and, hence, confronted with processes of shrinkage and erosion. Recently, however, international immigration¹ to rural, peripheral areas in high-income countries has been increasing and drawing scholarly interest (Gruber 2014; Hugo/Morén-Alegret 2008; Ma-chold et al. 2013). International immigration frequently provokes strong reactions in the host

1 In this paper, I use the term ‘international migration’ to describe a spatial movement crossing international borders for the temporary or permanent relocation of a place of residence. Asylum seekers are immigrants in the sense described above, with the difference that they cannot return to their home country at any time.

population, and in many European states extreme-right parties with anti-immigrant campaigns are gaining support.² Multiple disciplines have approached the question of how and why human beings tend to be skeptical towards outsiders, newcomers, immigrants or simply ‘the Other’ with both quantitative and qualitative research designs (Brunner et al. 1994; Steele/Abdelaaty 2019). Frequently applied models (e.g., Bennett 2018) suggest that there is a gradient between proponents and opponents, advocates and antagonists. Considering that compared to urban populations, those in rural, peripheral areas are commonly relatively homogeneous in terms of their citizenship, rural ‘newcomers’ are expected to be more exceptional and hence, visible for the local population. Based on ethnographic field research, this paper asks: What attitudes did the local population in a rural, peripheral town in Austria adopt towards newly arrived asylum seekers during ‘the long summer of migration’ in 2015?

After giving a short overview of the state of the art of research on international migration to rural areas and research on attitudes towards ‘the Other’ in section 2, the research design and study context are outlined in section 3. The analysis of the empirical data in section 4 shows how people make sense of, legitimize and explain their positive and negative attitudes towards newly arrived asylum seekers by referring to three clusters of arguments: those that invoke the rural context, those that relate to social dynamics within the community and those that highlight the appearance and behavior of asylum seekers. However, observations from the field reveal that attitudes of disinterest and indifference towards asylum seekers within the local population tend to be difficult to capture by qualitative attitude research. Therefore, in section 5, this article suggests including ‘indifference’ as a ‘nonattitude’ on the gradient between positive and negative attitudes towards asylum seekers. This is intended to constructively disrupt the images of binary models oscillating only between negative and positive attitudes.

2 Migration to rural areas and locals’ attitudes

Traditionally, research on migration movements mostly sees rural areas as a source for labor migration to large cities (Nadler et al. 2012). Only lately has international migration to rural areas begun to attract scholarly interest (Golebiowska et al. 2016; Hugo/Morén-Alegret 2008; Jentsch/Simard 2009) which often targets the potential effects of these migrations (e.g., reversing and slowing population decline and aging, counteracting labor shortages and helping to maintain socio-economic sustainability) (Gruber 2014; Guchteneire et al. 2007; Johansson 2016; Machold et al. 2013; Nuissl/Schmiz 2013). However, only few of these studies focus specifically on the situation of refugees in rural areas (Brunner et al. 1994; Pehm 2007; Tomoko 2013). Nonetheless, considering that rural areas often are composed of a relatively homogeneous population compared to metropolises, the visibility of newly arrived persons can seem disproportionately high due to such communities’ lack of experience with immigration (Gruber 2014: 39; Kreichauf 2012). Hence, the newcomer is often marked as ‘the stranger’ and “whatever the real numbers of the latter, there will always appear to be a lot of them” (Ardener 2012: 527).

The question of how and why human beings tend to be skeptical towards newcomers, migrants, ‘the stranger’ or simply ‘the Other’ with respect to a ‘we-group’ is approached from multiple angles and disciplines. From a social network perspective it is argued that

2 In 2018, the Social Survey Austria for the first time conducted a detailed measurement of attitudes toward Muslims (Bacher et al. 2018) that points to an increase in prejudice and critical viewpoints in almost all milieus in Austria (Aschauer 2020).

Die Kunst der ‚Anderen‘– Untersuchung diskriminierungskritischer Kunstpraxen

Ivana Pilić

Zusammenfassung

Das Ziel dieses Artikels ist, zur Systematisierung diskriminierungskritischer Kunstpraxen beizutragen. Dabei werden Ausschlüsse im Kunst- und Kulturbetrieb am Beispiel der Kategorie ‚Migrant_in‘ besprochen. Der Fokus liegt danach auf künstlerischen Praxen, die die Einbeziehung ‚migrantischer‘ Akteur_innen selbst vorantreiben. Schließlich werden Strategien diskriminierungskritischer Kunstpraxen vorgestellt, die konzeptuell mit Vielfalt arbeiten ohne dabei die Kategorie ‚Migrant_in‘ zu essenzialisieren. Exemplarisch wird anhand von Marta Górnickas Performance *Grundgesetz* veranschaulicht, wie eine solche künstlerische Arbeit aussehen kann.

Schlagwörter: Diskriminierungskritische Kunstpraxen, Transkultur und Kunst, Ausschlüsse im Kulturbetrieb, Teilhabe, Migrant_innen und Kulturbetrieb

The Art of ‘the Others’– Investigation of discrimination-critical art practices

Abstract

The aim of this article is to contribute to the systematisation of discrimination-critical art practices. It addresses exclusion in the art and cultural sectors using the category of ‘migrant’. Subsequently, the focus shifts to artistic practices which promote the inclusion of ‘migrant’ participants in and of itself. Finally, the research presents strategies of art practices which challenge discrimination. Their underlying concepts function by using diversity without essentialising the category ‘migrant’. As an example, Marta Górnicka’s performance *Grundgesetz* [German Basic Law] will illustrate what this sort of artistic work might look like.

Keywords: Art practices, challenge discrimination, transculture and the arts, exclusion in the cultural sector, inclusion, migrants in the cultural sector

1 Einleitung

Der Zugang zu Kunst und Kultur, aber auch die Ermöglichung der Produktion von Kunst und Kultur stellt ein Grundrecht in demokratischen Gesellschaften dar (Zobl 2019). Die Aufgabe von öffentlich geförderten Kunst- und Kultureinrichtungen ist es für möglichst viele Menschen ein kulturelles Angebot bereitzustellen (Pilić/Wiederhold 2015, Zobl 2019). Europäische Gesellschaften sind gekennzeichnet durch die Unterschiedlichkeit ihrer Mitglieder – ihrer Lebensgrundlagen genauso wie ihrer Haltungen und Möglichkeiten (Gülcü/Pilić 2018). Der Umgang mit Vielfalt ist damit nicht nur eines der wesentlichen Schlüsselthemen für die Gesellschaft, sondern auch für die Künste und den Kulturbetrieb (Gülcü/Pilić 2018).

Künste und der Kulturbetrieb erzeugen Bilder über die Gesellschaft und verhandeln die Frage, wie Gesellschaft und Zugehörigkeiten zu verstehen sind (Kamm et al. 2018). Daher erscheint es notwendig den Blick darauf zu richten, in welchem Verhältnis Kunst und das

Zusammenleben in einer vielfältigen Gesellschaft zueinander stehen (Kamm et al. 2019). Die Mehrheit der Kulturinstitutionen im deutschsprachigen Raum¹ stellen heute „keine offenen Orte für ‚jedermensch‘ [...], sondern Orte der Selbstvergewisserung der mittleren und höheren Gesellschaftsschichten, die (größtenteils) unter sich bleiben“ (Zobl 2019: 48) dar. So werden Menschen mit ‚bildungsbenachteiligtem‘² Hintergrund, genauso wie ‚Migrant_innen‘³ oder ‚Menschen mit Behinderungen‘ bis heute von der Teilhabe⁴ an Kunst- und Kulturangeboten ausgeschlossen (Pilić 2017). Zwar wurden im Zuge von gesellschaftlichen Demokratisierungsbestrebungen der 1970er Jahre die Voraussetzungen für kulturelle Teilhabe – etwa durch die Etablierung soziokultureller Institutionen – verbessert (Zobl 2019), diese konnten dem Ausschluss breiter Teile der Bevölkerung jedoch letztlich wenig entgegenzusetzen (Pilić 2019).

Seit einigen Jahren finden im Kulturbetrieb des deutschsprachigen Raums verstärkt neue Auseinandersetzungen zu Teilhabe entlang von ‚migrationsbedingter‘ Vielfalt und der Forderung nach ‚interkultureller‘⁵ Öffnung⁵ von Einrichtungen statt (Moser 2019). So werden zunehmend Programme eingeführt oder Projekte spezifisch gefördert, die der (kulturellen) Vielfalt der Bevölkerung gerecht werden sollen. Diesen fehlt jedoch oftmals ein diskriminierungskritisches Grundverständnis (Gülcü/Pilić 2018). Einbindung erfolgt oft unsystematisch durch einzelne Projekte oder spezifisch konzipierte Vermittlungsprogramme (ebd.), in denen „Migrant_innen als (meist homogene, mitunter defizitäre) ‚target group‘ konstruiert werden“ (Moser 2019: 121). Statt eines Niederschlags der Vielfalt der Gesellschaft im allgemeinen kulturpolitischen Feld, wird damit eine Kulturpolitik für ‚Migrant_innen‘ diesem Feld vielmehr hinzuaddiert (Terkessides 2003; Sharifi 2011). Das Potenzial einer diskriminierungskritischen Kunst- und Kulturarbeit bleibt damit weiterhin verkannt (Dogramaci 2018).

Die Herausforderung für den Kunst- und Kulturbetrieb ist es sich der Frage zu widmen, wie einer Praxis der Ausgrenzung, die einem Großteil der Bevölkerung ihre Zugehörigkeit abspricht, begegnet werden kann. Im Folgenden werden – mit dem Fokus auf die historischen Wurzeln soziokultureller Institutionen – ausgewählte kulturpolitische Spannungsfelder besprochen, welche die gegenwärtig fehlende Anerkennung der Heterogenität der Bevölkerung im Kulturbetrieb des deutschsprachigen Raums sichtbar machen. Dabei werden zunächst Ausschlüsse im Kunst- und Kulturbetrieb am Beispiel der Kategorien ‚Migrant_in‘ und

-
- 1 Aufgrund sprachlicher und struktureller Ähnlichkeiten sowie historischer Spezifika, ist der deutschsprachige Raum für gewisse Diskurse ein Referenzrahmen. So weisen die Debatten rund um Zugangsbarrieren und interkulturelle Öffnung innerhalb dieses (Diskurs-)Raums einen gewissen Gleichklang auf. Analog beziehen sich etwa Moser (2019) und Jakob/Oswald (2019) auf den deutschsprachigen Raum, genauso wie Hoffmann/Walter (2016) in Hinblick auf das Theater.
 - 2 Der Begriff ‚bildungsbenachteiligt‘ rückt im Vergleich zum Begriff ‚bildungsfern‘ die Ungleichheitsdimensionen ins Zentrum der Analyse. Damit werden Personen als ‚bildungsbenachteiligt‘ bezeichnet, die aufgrund bestimmter Merkmale – Geschlecht, ökonomische oder kulturelle Ressourcen – statistisch belegbare Nachteile haben, Bildungsziele zu erreichen (Erler 2010).
 - 3 Der Begriff der ‚Migrant_in‘ ist keineswegs eine selbsterklärende und durchaus reduktionistische Kategorie. Im Wissen um die Heterogenität und Widersprüchlichkeit der Kategorien ‚Migrant_in‘ oder ‚Menschen mit Migrationshintergrund‘ wird hier strategisch darauf zurückgegriffen, um einen Perspektivenwechsel im Kulturbetrieb einzufordern. Trotz der Entlarvung der Konstruiertheit der Begriffe greife ich in diesem Text zunächst auf diese zurück, um real existierende Ungleichheiten und Hierarchien benennbar zu machen (Pilić 2017). Im Kapitel 5. *Umgang mit Differenz – inter- und transkulturelle Ansätze* wird der Konstruiertheit der reduktionistischen Kategorie ‚Migrant_in‘, jedoch explizit nachgegangen, um diese in Hinblick auf eine diskriminierungskritische Kunstpraxis nicht weiter zu reproduzieren.
 - 4 Der Begriff der Teilhabe „ist ein umfassender Begriff, der Möglichkeiten des Individuums bezeichnet, sich als Teil des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu begreifen und gestaltend darauf Einfluss zu nehmen. Kulturelle Teilhabe ist ein Element dieser allgemeinen sozialen Teilnahme. Sie umfasst sowohl die Teilnahme an Kultur als auch die eigene kulturelle Produktion“ (Wieczorek 2018 zit. nach Zobl 2019: 48).
 - 5 Der Begriff und das Konzept der ‚Interkulturalität‘ wird im Kapitel 5. *Umgang mit Differenz – inter- und transkulturelle Ansätze* näher ausgeführt.

Disruptive Perspektiven für das junge Forschungsfeld der Gründungsberatung

Annett Adler und Brigitte Halbfas

Zusammenfassung

Anlässlich postmoderner und poststruktureller Debatten innerhalb der Diversitätsforschung wird das disruptive Potential der organisationsbezogenen Diskursforschung im Anschluss an Michel Foucault für die Forschung zur Gründungsberatung ausgelotet. Der Beitrag beginnt mit einem Einblick in die Besonderheiten des Forschungsfeldes der Gründungsberatung, zeichnet Entwicklungslinien und Verschiebungen organisationsbezogener Diskursforschung nach und entwickelt anschließend vier disruptive Perspektiven für das junge Forschungsfeld der Gründungsberatung. Ziel ist es, das bisher weitestgehend wenig und vor allem rekonstruktiv bearbeitete Forschungsfeld der Gründungsberatung theoretisch neu zu fundieren und so bisherige reproduzierende Perspektiven auf Geschlecht kritisch zu reflektieren und gleichzeitig die Möglichkeit zu schaffen, die Gründungsberatungsforschung um die Betrachtung der Vielfalt von Geschäftsideen, Gründungen und Gründungspersonen zu bereichern.

Schlüsselwörter: Entrepreneurship, Gender, Gründungsberatung, kritische Organisationsforschung, Diskursforschung, Michel Foucault

Disruptive perspectives for the young research field of start-up counselling

Abstract

Within diversity research, postmodern and poststructural debates and their disruptive potential is discussed. This paper explores the disruptive potential of organizational discourse research by building on Michel Foucault for research on start-up counselling. The paper begins with an insight into the characteristics of the research field of start-up counselling, then traces lines of development and shifts in organizational discourse research, and finally develops four disruptive perspectives for the young research field of start-up counselling. The aim is to offer a new theoretical foundation for the research field of start-up counselling, which has largely been little developed so far, and hence to critically reflect on previous reproducing perspectives on gender. Furthermore, it is intended to enrich the research on start-up counselling by considering the diversity of business ideas, start-ups and founders.

Keywords: entrepreneurship, gender, start-up counselling, critical management studies, discourse research, Michel Foucault

1 Hinführung und Problemaufriss

Gründungsberatung als Untersuchungsgegenstand gehört in möglichen disziplinären Zugängen, wie der Wirtschaftswissenschaft, der Pädagogik oder der Psychologie, eher zu den Randbereichen und ist entsprechend wenig etabliert, sodass wir ein junges Forschungsfeld mit nur wenigen empirischen Arbeiten vorfinden. Im deutschsprachigen Raum wird Gründungsberatung erstens wirtschaftswissenschaftlich dominiert bearbeitet und interdisziplinär

wenig miteinander verschränkt, zweitens konzentrieren sich die Untersuchungen zur Beratungspraxis auf das Individuum und vernachlässigen organisationale und institutionelle Zusammenhänge und drittens verbleibt die Bearbeitung von Geschlecht als Diversitätsdimension¹ auf der rekonstruktiven Analyseebene (Adler/Halbfas 2019). Bezüglich des dritten Aspekts finden sich zahlreiche Arbeiten im Bereich Gender und Entrepreneurship, die z.B. das Bild von Unternehmerinnen untersuchen (Fenwick 2002), eine Ausrichtung am überwiegend männlich geprägten Unternehmerbild als Normalvorstellung nachweisen (Elven 2010; Bührmann 2010) und mit Blick auf Gründungsberatung die Genderneutralität in Frage stellen (Widerstedt et al. 2018).

Dass Gründungsberatung als genderneutral inszeniert wird, zeigt ebenfalls unsere eigene Forschung (Halbfas et al.), in der wir Gründungsberatung hinsichtlich vorherrschender impliziter und expliziter Beratungskonzepte untersuchten, um mögliche Diskriminierungen zu identifizieren. Die Ergebnisse zeigen uns einerseits, dass neben Vorstellungen von Unternehmertum und Geschlechterkonstruktionen organisationale und institutionelle Einbettungen die Beratungspraxis deutlich entscheidender prägen, als dies der bisherige wissenschaftliche Diskurs, bis auf wenige Ausnahmen (Schwarz 2016), vermuten ließe und sich hier somit eine Forschungslücke eröffnet. Andererseits sensibilisieren die Ergebnisse für Praktiken der Genderungleichheit, indem z.B. Nebenerwerbsgründungen als ‚Frauenthema‘ diskursiviert werden oder Geschäftsmodelle, die nicht wachstums- und profitorientiert sind, geringere Anerkennung genießen. Allerdings stellte sich der rekonstruktive Zugang, den wir in unserer bisherigen Forschung im Einklang mit der vorherrschenden wissenschaftlichen Herangehensweise gewählt hatten, als problematisch heraus, weil differenztheoretische Logiken, insbesondere im Hinblick auf die Binarität von Geschlecht, perpetuiert werden.

Zusammengefasst konnte mit unserer Forschung zwar ein Teilbereich des Status Quo analysiert werden, alternative Gestaltungsvarianten zur Ungleichheitsreduktion blieben bei der Betrachtung allerdings außen vor. Gerade Letzteres erscheint uns zentral, da die aus der rekonstruktiven Betrachtung resultierende Kritik bei Forscher_innen und Praktiker_innen unserer Erfahrung nach häufig zu einer Blockadehaltung führen kann und offenlässt, wie die Ergebnisse sowohl für die Beratungspraxis als auch für eine interdisziplinäre Bearbeitung fruchtbar gemacht werden können. Entsprechend interessieren uns nun Praktiken der (Re-)Produktion von Geschlecht im organisationalen Gefüge und Möglichkeiten der Transformation und Gestaltung von bestehendem Beratungs- und Geschlechterwissen.

Die Nachteile der rekonstruktiven Forschungszugänge schließen an die Überlegungen des Themenheftes an, in dem u.a. die Frage gestellt wird, inwiefern rekonstruktive Bearbeitungen Ungleichheiten (re-)produzieren oder abschwächen und dekonstruktive Perspektiven zu einer Überwindung von binären Vorstellungen und Dichotomien beitragen können. Disruption, im Sinne des Themenheftes als ‚Prozess der Veränderung‘ und ‚konstruktive Störung‘ gedacht, beziehen wir im vorliegenden Beitrag auf Forschungsperspektiven, die Differenzsetzungen von Geschlecht kritisch hinterfragen, in dekonstruktiver Weise Alternativen anbieten und es uns daran anschließend ermöglichen, disruptive Perspektiven für das Forschungsfeld der Gründungsberatung zu entwickeln. Ausgehend vom bisherigen Forschungsstand und unseren Erfahrungen im Forschungsfeld der Gründungsberatung bieten sich dazu Ansätze der organisationsbezogenen Diskursforschung an, die auf der Rezeption Michel Foucaults basieren, da diese Macht- und Wissensverhältnisse, Subjektivierungen und ihre Performativität in den Blick nehmen und den Raum für ethisch-ästhetische und gestalterische Praxen öffnen.

1 An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass wir Geschlecht im Anschluss an die Diversity Studies als Diversitätsdimension verstehen (Krell et al. 2007: 9), wobei „Diversität als Resultat von Differenzierungen, von Differenzhandlungen“ zu sehen ist (Fuchs 2007: 17; Hervorh. im Original).

Positionen und Forschungsskizzen

Diversität jenseits von Management? Gleichheit mit Jacques Rancière zum Ausgangspunkt von Disruption nehmen

Alexander Fleischmann

1 Einleitung

Im Mittelpunkt dieses Positionspapiers steht die Frage, wie sich Diversität in Organisationen jenseits von Management denken lässt, wie also eine Disruption gängiger Vorstellungen von Diversitätsmanagement aussehen könnte. Erörtern möchte ich diese Frage anhand des Gleichheitsaxioms von Jacques Rancière, das er in „*Der unwissende Lehrmeister: Fünf Lektionen über die intellektuelle Emanzipation*“ (Rancière 2018) skizzierte. Darin beschreibt er die pädagogische – oder besser unpädagogische – Methode des im frühen 19. Jahrhundert tätigen Joseph Jacotot, der als unwissender – bzw. im französischen Original und der englischen Übersetzung als *ignoranter* – Lehrmeister seinen Schüler_innen Dinge beibrachte, die er selbst nicht beherrschte. Jacotot, gezwungen Frankreich in Folge der Zweiten Restauration zu verlassen, begann in Belgien flämisches Recht für flämische Studierende zu lehren ohne selbst ein Wort flämisch zu verstehen. Später begann er Klavier zu unterrichten, ohne selbst Klavierspielen zu können. Etwas zu ‚unterrichten‘ von dem man selbst keine Ahnung hat, stellt, so ist Rancière überzeugt, eine egalitäre und emanzipatorische Situation her. An die Stelle der wissenden Lehrmeister_in – *le maître savant* – die sich nur in Abgrenzung und Überordnung zur unwissenden Schüler_in konstituieren kann, stellt Rancière den *maître ignorant* – *den ignoranten bzw. unwissenden Lehrmeister*:

„Es gab nichts anderes zu tun, als daran festzuhalten, diesen extravaganten Weg anzuzeigen, der darin besteht, mit jedem Satz, mit jeder Handlung, die Seite der Gleichheit zu vertreten. Die Gleichheit ist kein Ziel, das man erreicht, sondern ein Ausgangspunkt, eine Annahme, die es gilt, unter allen Umständen aufrechtzuerhalten.“ (Rancière 2018: 160)

Zentrale Maxime ist also „die Seite der Gleichheit zu vertreten“. Statt zu erklären beschränkte sich Jacotot – und dementsprechend Rancières konzeptioneller Zugang – darauf, den Willen zu unterstützen, etwas selbstständig zu verstehen. Rancière konzipiert Gleichheit folglich als Methode, als Praxis, die Gleichheit nicht als entferntes Ideal imaginiert, sondern in jeder Situation als Ausgangspunkt nimmt, gerade auch in Situationen die gemeinhin als ungleich aufgefasst werden. Es geht also nicht um eine Erziehung *zur* Gleichheit, sondern darum die Gleichheit der Intelligenz¹ als Ausgangspunkt zu nehmen:

1 Rancière versteht unter ‚Gleichheit der Intelligenz‘ dass Intelligenz immer dem gleichen Pfad folgt, nämlich nicht dem von Ignoranz oder Unwissen zu Wissen, sondern vielmehr dem von existierendem zu neuem Wissen. In dieser Schritt für Schritt-Verknüpfung sei jede Intelligenz gleich (Rancière 2016: 139) – also unabhängig von kognitiven Fähigkeiten.

„Man muss die Logik des Erklärsystems umdrehen. Die Erklärung ist nicht nötig, um einer Verständigungsunfähigkeit abzuhelpfen. Diese Unfähigkeit ist im Gegenteil die strukturierende Fiktion der erklärenden Auffassung der Welt. Der Erklärende braucht den Unfähigen, nicht umgekehrt. Er ist es, der den Unfähigen als solchen schafft. Jemandem etwas erklären heißt, ihm zuerst zu beweisen, dass er nicht von sich aus verstehen kann.“ (Rancière 2018: 16)

In meiner Lesart liegt die Aufgabe der *ignoranten Lehrmeister_in* dementsprechend darin, ignorant gegenüber postulierten Ungleichheiten zu sein – ein Axiom, das auch für Organisationen Relevanz besitzt.

2 Organisation ohne Management

Wie lässt sich nun Diversität in Organisationen jenseits von Management denken? Mit Rancière müsste zuerst das Erklären unterlassen werden, es müsste in Organisationen also das *Managen* unterlassen werden:

„Man muss die Logik des Erklärsystems **Managementsystems** umdrehen. Die Erklärung **Management** ist nicht nötig, um einer **Verständigungsunfähigkeit Organisationsunfähigkeit** abzuhelpfen. Diese Unfähigkeit ist im Gegenteil die strukturierende Fiktion der erklärenden **managerialistischen** Auffassung der Welt. **Der Erklärende Die Manager_in** braucht **den Unfähigen die Untergebene**, nicht umgekehrt. Er_Sie ist es, der_die **den Unfähigen die Untergebene** als solche schafft. **Jemandem etwas erklären Jemanden managen** heißt, ihm_ ihr zuerst zu beweisen, dass er_sie nicht von sich aus **verstehen organisieren** kann.“ (ebd., adaptiert)

Dementsprechend müsste auch für Praktiken des Organisierens am Beginn die grundsätzliche Feststellung der Gleichheit aller stehen. Daraus müssten organisationale Strukturen entwickelt werden, die Autonomie, Solidarität und Verantwortung stärken – jene ‚Hallmarks of Alternative Organizations‘ (Parker et al. 2014), die an dieser Stelle exemplarisch für einen sich verbreitenden Diskurs zu Alternativen Organisationen stehen sollen. Spezifisch mit Rancière müssten organisationale Strukturen entwickelt werden, die den *Willen* zu Autonomie, Solidarität und Verantwortung stärken. Wie können solche Strukturen etabliert werden?

Diese Frage lässt sich aus meiner Perspektive nur mit weiteren Fragen beantworten. Erstens, ob die Schulung des Willens wiederum eine hierarchische Situation etabliert. Zweitens, ob Ignoranz gegenüber gesellschaftlich etablierten Ungleichheiten zielführend ist und, drittens, stellt sich die Frage nach den gesellschaftlich strukturierten Voraussetzungen, die Individuen *und* Organisationen mitbringen, um ihren Willen zur Gleichheit zu stärken. Zur Erörterung der ersten Frage möchte ich mich auf Ruth Sondereggers (2016: 37) Lesart des Rancière’schen Gleichheitsbegriff als „Emanzipation als Gleichheitsgeschehen zwischen vielen“ beziehen. Diese erlaubt es in den Blick zu nehmen, dass „Menschen, deren Willen zu schwach ist, um an die eigene Gleichheit zu glauben, nicht weniger Unterstützung brauchen als die Emanzipierten für ihr Festhalten am Glauben an die Gleichheit“ (ebd.). Sonderegger hebt ein Verständnis von Rancière hervor, das eine „Notwendigkeit der emanzipatorischen Stärkung des Willens durch zweite, dritte und viele“ (S. 35) betont. Die Behauptung der Gleichheit der Intelligenz ist also kein individualistischer Willensakt, vielmehr ist davon auszugehen, dass „die Dynamik eines solchen Gefüges [...] stark werden [kann]“ (ebd.). Und unter so einem „Gefüge“ der reziproken Stärkung des Willens zur Gleichheit möchte ich auch Organisationen verstehen können. Es ginge mit Rancière und Sonderegger also darum, dass Schüler_innen und Lehrer_innen – umgelegt auf Organisationen Mitarbeitende und Mana-

Disruptionen im Klassenzimmer? Vielfalt aus der Sicht von Schüler_innen

Veronika Wöhrer

1 Einleitendes

Wie in diversen theoretischen und empirischen Studien zu Pflichtschulen, vor allem im großstädtischen Bereich, nachgelesen werden kann, sind Schulklassen divers zusammengesetzt (z.B. Eder 2009). Kinder unterschiedlicher Hintergründe – sozial, ökonomisch, sprachlich, ethnisch, religiös – unterschiedlichen Geschlechts, zum Teil unterschiedlichen Alters und mit unterschiedlichen Interessen, Talenten und Erfahrungen sitzen zusammen in einer Schulklasse. Um mit Schulklassen pädagogisch arbeiten zu können und um theoretisch verstehen zu können, was in Schulklassen im und außerhalb des Unterrichts passiert, kann also gar nicht auf eine Auseinandersetzung mit der sozialen Konstruktion von Differenzen, mit Diversität und Intersektionalität verzichtet werden.

Der gemeinsame Unterricht und eine allen gerecht werdende Förderung wird oft als schwierige Herausforderung beschrieben und diskutiert (z.B. Altrichter et al. 2009; Trautmann/Wischer 2011). Dementsprechend gibt es unterschiedliche Mechanismen, die zu einer stärkeren Homogenisierung der Zusammensetzung der Schüler_innen führen sollen: Zum einen erzeugt das mehrgliedrige Schulsystem (in Deutschland wie auch in Österreich) eine Homogenisierung entlang von Leistungserwartung, de facto aber vor allem entlang von sozio-ökonomischen Merkmalen der Schüler_innen (z.B. Altrichter et al. 2009; Eder 2009; Hartmann 2009). Auch die (steigende Anzahl von) Schüler_innen in zahlungspflichtigen Privatschulen finden homogenere Klassenzusammensetzungen vor, zumindest was die sozio-ökonomischen Hintergründe und die Bildungsaspirationen der Eltern betrifft (vgl. Biedermann et al. 2009). Gomolla und Radke (2009) beschreiben zudem anschaulich, wie Schulen im Bestreben mehr Homogenität in ihrer Schüler_innenschaft herzustellen, ausgewählte Schüler_innen (davon überproportional häufig sogenannte „Migrantenkinder“) in Schulkindergärten, Sonderschulen oder Hauptschulen verweisen. Ähnliche Mechanismen finden sich auch innerhalb von Schulen, so können beispielsweise in Schulen mit inhaltlichen Profilen einzelne Klassen zu sogenannten „Restklassen“ werden, in denen jene Schüler_innen zusammengefasst werden, die nicht dem Profil der Schule entsprechen, aber wegen der Wohnortnähe dennoch aufgenommen werden (vgl. Biedermann et al. 2009: 138).

Parallel dazu werden sowohl in der Bildungspolitik als auch in den Bildungswissenschaften unterschiedliche Ansätze diskutiert, wie Heterogenität als Chance genutzt werden und wie dieser Herausforderung praktisch und organisatorisch begegnet werden kann: Die Lehramtsausbildung sowie Weiterbildungen sollen dahingehend ausgebaut werden (z.B. Oberlechner 2018), der Unterricht soll verändert werden, z.B. mittels Offenem Unterricht, Projektunterricht oder Teamteaching (vgl. Konzepte zur Neuen Mittelschule in Österreich, z.B. Bundesministerium Bildung, Wissenschaft und Forschung 2019; in anderem Zusammenhang: Bohl/Kucharz 2010) oder der Einsatz von mehr psychologisch und/oder sozialarbeiterisch geschultem Begleitpersonal in Schulen (Schmich/Itzlinger-Bruneforth 2019) sind beispielsweise Vorschläge, die dazu gemacht wurden.

2 Theoretische Annäherungen

Auf theoretischer Ebene hat Annedore Prengel (1993) das Konzept der „Pädagogik der Vielfalt“ entwickelt. In Abgrenzung zu einem konservativen, gruppeninternen Gleichheitsbegriff, der hierarchische Unterschiede legitimiert, schlägt sie einen „demokratischen, von der Intention her hierarchieauflösenden und universellen Gleichheitsbegriff“ vor (Fraundorfer 2011: 225). Die Herausforderung bestehe darin, Gleichberechtigung als Anspruch auf Rechte und Anerkennung mit Möglichkeit von Vielfalt zusammenzudenken. Sie benennt diese Perspektive „egalitäre Differenz“ (Prengel 2001), mit der gleichzeitig nach Differenz und nach Gleichberechtigung gefragt und gesucht werden kann. Prengel schlägt also vor, Gleichberechtigung als Recht auf Anerkennung zu denken, wobei die eigene Person, das eigene Geworden-Sein (inkl. Herkunft, Bildungsaspirationen der Eltern, Begabungs- und Leistungsdispositionen) und der je eigene Zugang zu Lernen und Bildung anerkannt werden soll. Pädagogik der Vielfalt definiert sie dementsprechend auch als eine „Pädagogik der intersubjektiven Anerkennung zwischen gleichberechtigten Verschiedenen“ (Prengel 1993: 62). Vielfalt soll nicht eingeebnet werden, sondern in der reflektierenden Bearbeitung von Lehr- und Lernproblematiken produktiv gemacht werden.

Wie Paseka, Schratz und Schrittmesser (2011) in ihrem Konzept namens „Entwicklung von Professionalität im Internationalen Kontext (EPIK)“ festhalten, sollen Lehrpersonen „Differenzfähigkeit“ entwickeln. Das bedeutet, dass sie Differenzen in mehreren Dimensionen denken können sollen, d.h. Differenzen zwischen Gruppen, Differenzen innerhalb von Gruppen und auch das „Uneinheitliche des Einen“ in den Blick bekommen sollen, d.h. die Widersprüche, die sich in einzelnen Personen darstellen. Differenzfähigkeit bedeutet demnach auch, darin zu vertrauen, dass alle Kinder und Jugendlichen fähig und bereit sind zu lernen und differenzierende Unterrichtsmaßnahmen anbieten zu können sowie selbstorganisierte Lernprozesse zu initiieren, die individuelle Lernwege und Schwerpunktsetzungen ermöglichen (vgl. Schratz et al. 2011: 33-35).

„Differenzfähig heißt demzufolge: Chancen einer heterogenen Lerngruppe nutzen, ihre Herausforderungen annehmen, Grenzen des Erwünschten akzeptieren und Grenzen des Möglichen im Individualisierungsdilemma erkennen.“ (vgl. Schratz et al. 2011: 35)

Auch Prengel (1993) betont, dass es wichtig ist, Differenzen umfassend zu verstehen und zu sehen, dass jedes Individuum mehreren möglichen Eigenschaften und Gruppen zugeordnet werden könnte, dass es keine einheitlichen „Gruppen“ gibt, sondern stets ein Zusammenspiel unterschiedlicher Eigenschaften. Diese sind zudem oft nicht so selbstbestimmt, wie sie scheinen und liegen nicht nur in der Verantwortung der einzelnen Schüler_innen oder Eltern, sondern auch in gesellschaftlichen Strukturen oder den Strukturen des Bildungssystems mitbegründet.

3 Schüler_innen als Expert_innen für Vielfalt

Diese Konzepte geben wichtige Impulse für eine pädagogische Praxis, die produktiv mit Heterogenität umgehen möchte. Allerdings sind diese Konzepte stark aus der Perspektive der Erwachsenen formuliert und zielen auf Lehrpersonen ab. Wie wäre es, wenn diese Konzepte die Lernenden in der Schule, also die Kinder und Jugendlichen, stärker als aktiv Beteiligte einbeziehen? Zahlreiche Studien aus der Kinder- und Jugendforschung (z.B. Groundwater-

Analytical and Methodological Disruptions: Implications of an Institutional Ethnography in a Swiss Acute Hospital

Carole Ammann, Marina Richter und Susan Thieme

“Do you want to write a whole book?” Jasmine,¹ a female medical-technical assistant in her late forties, ironically asked the scribbling ethnographer. “What do you note in your small book anyway?” I explained that I tried to write as much as possible. For example, I noted the conversations the assistants had with the physician and with each other, and I observed how they interacted. Jasmine told me that it had been strange having me shadow her in the beginning. “I was a little bit nervous,” she admitted. “I am not used to someone overseeing everything I do. But after time, I got familiar with you. Now, I sometimes almost forget your presence” (field notes, shadowing, 2018).

1 Introduction

We argue in this article that a close analysis of disruptions, understood as cracks and disturbances in routines and procedures, is useful and productive. Firstly, methodological disruptions force us to consider the appropriateness of our methodological tools, our own positionality, and the relationship between the researcher and the researched. Secondly, disruptions provide powerful analytical tools to research subtle “power geometries” (Massey 1999) and social differences (based on gender, age, education, position, migratory background and so on) that are not always apparent in people’s everyday work.

Our study on the ruling relations that shape personnel policies in a Swiss acute hospital is based on an institutional ethnography. We understand “relations of ruling”, based on Smith (1990: 5), as “relations that provide [...] a specialization of organization, control, and initiative”, for example the predominant administrative procedures in an organisation such as a hospital. The ruling relations in institutions are never given, but the involved actors instead produce and reproduce them. Researching institutional relations requires transecting various levels by highlighting the interplay between individuals, institutions, and the wider context (Apelt/Wilkesmann 2015). People’s power to influence and shape institutional relations is unevenly distributed, and it comprises cooperative practices as well as conflicting or aberrant ones. To trace these power geometries, we use an intersectional lens (Winker/Degele 2009) that is attentive to how various forms of social differences produce inequalities. We aim to research how social differences intersect and how they are negotiated in the everyday work of physicians and nurses within a hospital. We explore where and why the making of social differences lead to personal and institutional power imbalances.

Both approaches, institutional ethnography and intersectionality, represent feminist perspectives aiming at analysing power, inequalities, and their making in socio-spatial contexts. They provide fruitful lenses for studying power asymmetries in an institutional context by asking the key questions: Whose voices do we listen to? Whom do we see acting in what way and why? Who is structurally marginalised and excluded from decision-making processes?

¹ All names are pseudonyms to ensure the research participants’ anonymity.

This enables us to look closely at how institutional structures translate into everyday interactions and how these micro practices then influence the macro level within the hospital and the broader social context.

Methodologically, the two-year study follows two strategies of data collection that complement each other. Outside the hospital, we do expert interviews with stakeholders in the field, we conduct interviews with healthcare professionals, and we collect media articles, policy documents, and reports on issues related to the Swiss health care sector. Inside the hospital, we conduct interviews with the middle and senior management, we collect documents, and we shadow nurses and physicians in their daily work in three wards. Shadowing is an ethnographic method often used in organizational and managerial studies (Czarniawska 2014) to research institutions like hospitals. When shadowing, the researchers follow people in their everyday (working) life within an institution while receiving explanations. The material collected outside the hospital adds to the breadth and the material gathered inside the hospital contributes to the depth of the data.

2 Digging into the Field: A Methodological Disruption

Today has not been easy. I had not been announced, so the woman sitting at the reception desk was looking at me critically. Philippe, a male expert nurse in his late thirties, came to fetch me. “What knowledge of health care do you have?” I shamefully admitted that I had no knowledge. Philippe soon realised that I indeed had no experience working in a hospital when I awkwardly wanted to help him bring a patient to radiology – I was probably a hindrance rather than a help. Although I looked like the other people working in the emergency ward (white or blue clothing), I was very much aware of my clumsy, useless outsider presence (field notes, shadowing, 2018).

Ethnographic research is disruptive. A two-fold disruption took place during shadowing, namely for the researcher as well as for the researched persons. On one hand, the experienced ethnographer found herself in a completely new environment where she constantly had to negotiate her own positionality. Instead of blending in, she stuck out. She had to repeatedly explain who she was, what she was doing, and what the study’s goals were. The researcher’s age, gender, training, and language skills heavily influenced her interactions in the field, such as when elderly men teased her about her research. Though she wore the same clothes as the physicians and nurses, the healthcare workers quickly identified the shadower as an outsider, as the field notes above exemplify. Consequently, access and openness had to be negotiated at every encounter, requiring more openness and improvisation than a formal interview usually does. Furthermore, the researcher had little control over the data she collected because it was largely coproduced (McDonald/Simpson 2014). First, the hospital’s CEO chose the participating wards. Second, the leading nurses and physicians selected who to shadow. Third, the individuals being followed also coproduced the data. By repeatedly coming back, the researcher could dig deeper and increase her understanding of the ward’s social and institutional structures and slowly occupy a third space of observation and analysis besides the health care personnel and the patients.

On the other hand, the researcher’s mere presence disrupted the ward’s routine as for example the initial example of Jasmine illustrates. The study further challenged the nurses’ and physicians’ understanding of research. Most of them were familiar with quantitative studies but not with qualitative research. For them, our study was fuzzy and not objective or measurable. Furthermore, constantly being followed disrupted the researched persons’ routines. Thus, the research triggered the shadowees to reflect on their daily work.

Beitrag aus der Praxis

Der Ansatz ‚Kritischer Diversität‘ am Beispiel der Diversitätsstrategie der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien

Ulrike Mayer

1 Einleitung

Der Ansatz der ‚Kritischen Diversität‘ (critical diversity), der sich in bewusster Abgrenzung zu einem entpolitisierten und vermarktungsorientierten Verständnis entwickelt hat, setzt Diversität in einen gesellschaftspolitischen Kontext von Antidiskriminierung und Empowerment. In der kritischen Arbeit mit Diversität geht es darum, Macht- und Herrschaftsverhältnisse wahrnehmbar zu machen, Privilegien zu hinterfragen, Bewertungssysteme und strukturelle Diskriminierungen zu erkennen und abzubauen sowie neue, vielfältige Lebens- und Repräsentationsweisen aufzuzeigen und zu ermöglichen. So verweist Maisha-Maureen Auma auf das Potential von ‚Diversität als Gesellschaftskorrektiv und Normalitätskritik‘ (Eggers¹ 2001: 261). Diversität fungiert dabei als Analysekategorie und Instrument, um auf gesellschaftlich konstruierte Differenzmarkierungen aufmerksam zu machen und Strukturen und Prozesse auf ihre Ein- und Ausschlüsse zu überprüfen und aufzubrechen (Bargehr 2018; Eggers 2001). Im Folgenden werden einige zentrale Aspekte eines kritisch ausgerichteten Diversitätsansatzes skizziert, die für die Implementierung der Diversitätsstrategie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw) eine relevante Rolle spielen (in Anlehnung an Bargehr/Mayer 2016):

Transdisziplinarität & Intersektionalität: Um die Vielfalt von Diversitätsdimensionen sowie die Verschränkung zwischen und innerhalb von Differenzkategorien analytisch fassbar zu machen, greifen Kritische Diversitätskonzepte auf unterschiedliche und vielseitige Theorien, Ansätze und Bewegungen zurück, z.B. Gender und Queer Studies, postkoloniale und Social Justice Theorien, Empowerment-Bewegungen, transkulturelle Handlungsansätze.

Partizipation & Selbstermächtigung: Partizipation stärkt und erweitert Zugangs-, und Handlungsmöglichkeiten (zu Informationen, Ressourcen, uvm.) und ermöglicht es, aktiv Prozesse mitzugestalten, sowie Wissens- und Machtdiskurse mitzubestimmen und kann so selbstermächtigend wirken.

Wissens- und Machtverhältnisse: Kritische Diversitätskonzepte nehmen herrschende Macht- und Kräfteverhältnisse in den Blick, stellen die Frage nach Privilegien – wer profitiert in welchen (Arbeits-)Zusammenhängen? – und forcieren die kritische Selbstreflexion über die eigene Differenzierungsarbeit und Positionierung in der Gesellschaft.

1 Zum Zeitpunkt der Publikation Maisha-Maureen Eggers.

Multiperspektivität: Der Ansatz der Multiperspektivität hilft diskriminierende Handlungen auf unterschiedlichen Ebenen – individuell, interaktional, organisational, gesellschaftlich, international/global – und in konkreten Situationen erfassbar zu machen. Der von Gabriele Bargehr und Araba Johnston-Arthur entwickelte „multiperspektivische Reflexionsansatz“ ist ein dafür wichtiges Tool in der gender- und diversitätsorientierten Organisationsentwicklung (Bargehr/Steinbacher 2013).

2 Gender- und diversitätsorientierte Organisationsentwicklung

Gender- und diversitätsorientierte Organisationsentwicklung verknüpft Erkenntnisse aus den oben genannten transdisziplinären Wissensgebieten mit Ansätzen aus der Gleichstellungs- und Antidiskriminierungsarbeit, sowie aus der (systemischen) Organisationsentwicklung. Der Blick ist dabei nach innen gerichtet, sowohl auf die Kultur, als auch auf die Struktur einer Organisation, das heißt auf interne Abläufe, Regeln und Routinen, Normen, Wertorientierungen, Rollen und Funktionen in Hinblick auf vergeschlechtlichte, rassisierte, androzentristische, sexuierte und klassierte Prozesse und Wirkungen. Gender- und diversitätsorientierte Organisationsentwicklung unterstützt also Universitäten bei der Steuerung eines organisationsumfassenden Veränderungsprozesses zur Verankerung von Gender und Diversität als Querschnittsthema. Die Besonderheit der organisationalen Form von Universitäten liegt darin, dass sie in drei unterschiedliche Organisationsbereiche (Subsysteme) – Lehre, Forschung und Verwaltung – unterteilt sind, die jeweils eigene Funktionslogiken haben und damit einhergehend individuellen Arbeits- und Kommunikationsweisen sowie Handlungsspielräumen folgen. Dies kann insbesondere in Veränderungsprozessen zu Spannungen führen.

Universitäten sind – aus systemischer Perspektive – auch als lernende Organisationen zu begreifen, in denen sich, trotz ihrer „strukturkonservativen“ (Nickel 2012: 284) Beschaffenheit und in ihrem eigenen Tempo, Annahmen und eingeschriebene Denk- und Handlungsmuster verändern können. Lernen bedeutet also auch immer ein *Verlernen* von eingeübten Gewohnheiten etc. und dafür braucht es Bewusstsein und Reflexionsfähigkeit – auf individueller wie organisationaler (Lern-)Ebene. (Nickel 2012; Senge 2017)

3 Zur Entwicklung und zum Prozess der mdw-Diversitätsstrategie

Strategieentwicklungen stellen die Frage „Wohin wollen wir?“ und dienen innerhalb von Veränderungsprozessen als ganzheitlicher Reflexionsprozess in Bezug auf eine zukünftige Identität zu einem Thema. Die mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, mit knapp 3000 Studierenden und rund 1300 Beschäftigten in den Aufführungskünsten Musik, Theater und Film, befindet sich seit Anfang 2017 in solch einem Identitätsfindungsprozess in Bezug auf Diversität. Ausgangsmomente dafür waren und sind eine Auseinandersetzung mit dem Verständnis von Exzellenz an der mdw in möglichst vielen Feldern anzuregen und sich zugleich in dem Kontext einer international renommierten Kunstiniversität – mit anspruchsvollen Zulassungsprüfungen, exklusivem Betreuungsverhältnis und Studierendenbiografien aus über 70 Staaten – mit Ein- und Ausschlussmechanismen zu beschäftigen. Ein Vorhaben, das auch im Entwicklungsplan der Universität (2019-2024) festgehalten ist.

Offener Themenbereich

Forschungsskizzen

Intersektional betrachtete Machtverhältnisse: Von kategorialen Verflechtungen zu Menschenregierungskünsten

Oxana Ivanova-Chessex und Marco Wenger

1 Einleitung

Pädagogik und Erziehungswissenschaft sind massgeblich an der Herstellung sozialer Normen bezogen auf Geschlecht, Sexualität, soziale Klasse, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit sowie Gesundheit und Leistungsfähigkeit (Butler 2014: 183) beteiligt und stellen machtvolle Zusammenhänge dar, in denen gesellschaftlich wirksame Kategorien und Subjektpositionen erzeugt werden und hierdurch hegemoniale Verhältnisse reproduziert, aber auch potentiell verlagert werden können. Mit einem normativen Vorhaben, einen Beitrag zu mehr Chancengleichheit zu leisten, werden in pädagogischen Konstellationen Gruppen mit besonderen Bedarfen (bspw. 'Schüler*innen mit Migrationshintergrund') hervorgebracht (Mecheril & Shure 2015: 109). Diese Gruppen erscheinen als quasi natürlich und plausibilisieren die Forderung nach einem 'kompetenten Umgang' mit 'Anderen'.

Erziehungswissenschaftliche Forschung ist an der (Re-)Produktion dieser kategorialen Ordnungen und an der Erzeugung des Wissens beteiligt, das pädagogische Praxis mit einem notwendigen Instrumentarium für die Verstetigung der Verhältnisse ausstattet. Die kategoriale Strukturierung des Feldes wird seit Jahrzehnten bezogen auf die Reifizierung von Differenz- und Machtverhältnissen problematisiert (vgl. bspw. Bojadzijeve et al. 2014; Emmerich & Hormel 2013). Zugleich befindet sich diese Kategorienkritik in einem dilemmatischen Verhältnis zur Notwendigkeit der Kategorien (vgl. Bojadzijeve et al. 2014), um Ungleichheiten und ungleiche Ressourcenverteilung erst benennen und angehen zu können.

Vor dem Hintergrund dieses Dilemmas möchten wir in diesem Beitrag nach erziehungswissenschaftlich begehbaren Fluchtlinien suchen. Die Flucht verstehen wir dabei mit Deleuze und Guattari (1980) als aktiv-verändernde Suchbewegungen am Rande des Etablierten (Raunig 2016: 297), als ein politisches Anliegen (ebd.: 298) mit dem Potential, das entsprechende gesellschaftliche Feld – in unserem Fall das Pädagogische und Erziehungswissen-

schaftliche – konstituierend zu bewegen. Unsere Suche nach Fluchtlinien zielt in diesem Zusammenhang darauf ab, die Bedingungen der kategorialen Beschaffenheit des Erziehungswissenschaftlichen zu verlagern, in dem wir uns Gedanken darübermachen, wie eine Forschung angesichts der Hegemonie des Kategorialen aussehen kann. Die Fluchtlinie wird dabei als „ein ständiges Stottern, ein Stolpern, ein immer wieder erfolgreiches Neuansetzen“ (ebd.: 299) verstanden, dessen Ausschnitt hier zur Diskussion gestellt wird. Unsere Suchbewegungen gehen von subjektwissenschaftlich orientierten intersektionalen Analyseperspektiven aus und versuchen diese Überlegungen durch das Konzept der Menschenregierungskünste von Michel Foucault (2015) in der Lesart von Ulrich Bröckling (2017) anzureichern.

2 Von kategorialen Verflechtungen zu Machtverhältnissen

Die Bedeutung intersektionaler Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Forschung ist unumstritten. Diese Perspektiven teilen das Interesse an einer kritischen Analyse von Herrschafts-, Dominanz- und Machtverhältnissen, deren Funktionsweisen und sozialen Folgen sowie die Annahme sozialer Konstruktion von Differenzkategorien und deren Verflechtungen und Wechselwirkungen (vgl. Riegel 2016). Als klassisch gilt der Ansatz von McCall, der die intersektionale Trias ‘gender’, ‘class’ und ‘race’ als zentrale Ungleichheitsdimensionen voraussetzt und auf dieser Grundlage soziale Ungleichheiten zwischen „already constituted social groups“ untersucht (McCall 2005: 1784). Solche Analysen beschäftigen sich mit Wechselwirkungen zwischen den Kategorien in Hinblick auf sozialstrukturell relevante Ungleichheitsrelationen (Hormel 2012: 495).

Kritisiert wird an solchen Perspektiven, dass unter dem Begriff der Intersektionalität der Fokus vor allem auf soziale Differenzen gerichtet werde und Macht- und Ungleichheitsverhältnisse aus dem Blick geraten können, „was wiederum zu einer Reproduktion und Festschreibung von Dominanz- und Normalitätsordnungen durch eine intersektionale Praxis führen kann“ (Rein & Riegel 2016: 76). Ebenso kritisch betrachtet wird eine reduzierte Verwendung der intersektionalen Perspektive, wenn sie dazu benutzt wird, Akteur*innen durch eine Berücksichtigung einer Vielfalt an Differenzen möglichst genau zu erfassen, sie damit festzuschreiben und mit diesem vermeintlichen Wissen potentiell auch besser kontrollieren zu können (ebd.). Schliesslich wird moniert, dass ein Interesse an kategorial konstituierten sozialen Gruppen zu „identitären Verhärtungen“ (Bojadzijeve et al. 2014: 32) führen kann und die Komplexität sozialer Verhältnisse auf eine vorab festgelegte kategoriale Rasterung (Lorey 2011: 100) reduziert wird.

Die so genannte antikategoriale intersektionale Perspektive versucht, von einem statischen Kategorienverständnis loszukommen und soziale Positionen als Verhältnis zu analysieren (Bojadzijeve et al. 2014: 31). Solche Ansätze fokussieren auf die genealogische oder prozesshafte Herstellung sozial relevanter Unterscheidungen (Hormel 2012: 495). Sie sprechen sich für eine Offenheit hinsichtlich der zu berücksichtigenden Kategorien aus (Rein & Riegel 2016: 75) und beschäftigen sich mit vorherrschenden Machtverhältnissen und sozialen Ein- und Ausgrenzungsprozessen. Dabei ist vor allem von Interesse, mit welcher hegemonialen Funktion und mit welchen ein- und ausgrenzenden sozialen Folgen dies für bestehende gesellschaftliche Kräfteverhältnisse verbunden ist.

Innerhalb der antikategorialen Zugänge haben sich in den letzten Jahren subjektwissenschaftlich orientierte Perspektiven entwickelt (vgl. bspw. Riegel 2016). Dieser Zugang konzentriert sich darauf, wie soziale Positionierungen von Individuen und deren Handlungsmöglichkeiten durch gesellschaftliche Bedingungen, Diskurse und Praxen geprägt werden und

Diverse Gründungspersonen? Bildliche Vorstellungen junger Menschen von Gründungspersonen

Verena Liszt-Rohlf, Brigitte Halbfas und Kathleen Henseling

Einleitung und Stand der Forschung

Statistiken zeigen, dass die Diversität von Personen, die ein Unternehmen gründen, groß und seit Jahren hinsichtlich der unterschiedlichen Dimensionen (z.B. Verhältnis Ältere/Jüngere, Frauen/Männer) im Grunde unverändert ist (vgl. KfW Bankengruppe 2017: 7-10). Gleichzeitig kann von einer ‚wahrgenommenen‘ Diversität von Gründungspersonen in der Gesellschaft ausgegangen werden. Eine solche Wahrnehmung könnte Menschen hinsichtlich ihrer Neigung ein Unternehmen zu gründen, beeinflussen. Es steht zu vermuten, dass dies auch für Jugendliche gilt (vgl. ähnlich bei Kuckertz/Stöckmann 2007: 223), die uns hier vor dem Hintergrund der Ermöglichung gesellschaftlicher Teilhabe in besonderem Maße interessieren: Denn die Frage, ob sie sich eine (spätere) Unternehmensgründung vorstellen können, beeinflusst unmittelbar ihre Berufswahl und Gestaltung des beruflichen Karrierewegs.

Die Lebenswelt von Jugendlichen ist gekennzeichnet durch eine hohe Mediennutzung mit einer starken Präsenz von Bildern, so dass eine Auseinandersetzung mit letzteren einen hohen Erkenntniswert verspricht. An dieser Stelle setzt unsere Überlegung an, indem wir fragen, welche Bilder junge Menschen im Kopf haben, wenn sie an Personen denken, die ein Unternehmen gründen. Unter Bildern verstehen wir dabei rein visuelle Abbildungen von Personen, und hier konkret von Personen, die ein Unternehmen gründen oder gegründet haben. Die Analyse verwendeter Bilder kann grundsätzlich kollektives implizites (unbewusstes) Wissen (vgl. Bohnsack 2011: 30f.) aufdecken. Dieses Wissen ist den Beforschten selbst nicht bewusst und muss über eine Auswertungsmethode entdeckt werden. Das heißt, durch die Bildanalyse ist es möglich, das Wissen und die Vorstellungen eines Kollektivs, hier das Wissen des Kollektivs junger Menschen über Gründungspersonen, sichtbar zu machen.

Im Rahmen unserer Literaturanalyse fanden sich keine Untersuchungen, die in Bezug auf das Unternehmer_innenbild oder das Bild von Gründungspersonen speziell bildliche Vorstellungen abfragen. Allerdings lassen sich einige Untersuchungen über Wahrnehmungen in Bezug auf Gründungspersonen finden: Nach einer Untersuchung der IHK Leipzig (2014: 28-34) sehen 68 % der befragten Jugendlichen (zwischen 12 und 18 Jahren) Unternehmer_innen als Vorbilder. Nach einer anderen Studie haben 75 % der befragten Jugendlichen (zwischen 15 und 20 Jahren) eine eher gute Meinung gegenüber Unternehmer_innen (vgl. Hekman 2007: 7). Etwas anders gelagert ist die Untersuchung von Bührmann et al. (2007): Die Autor_innen haben das Unternehmer_innen‚bild‘ anhand einer Analyse von Websites und Expert_inneninterviews erforscht und sind dabei auf vier Typen gestoßen: (1) Normalunternehmer_in, (2) Step-by-Step-Unternehmer_in, (3) Unternehmer_in durch kritische Lebensereignisse – Crisis und (4) Bricoleur. Die *Bricoleur* Gründungspersonen, als am häufigsten identifizierter Typ, zeichnen sich durch eine ressourcenorientierte Gründung aus. Aufbauend auf den erworbenen Kompetenzen wird ein Markt identifiziert, der zu den Lebensereignissen passt (Bührmann et al. 2007: 243f.). Interessant ist auch der *Normalunternehmer*. Diesen zeichnet aus, dass er „ein berufserfahrener, erwerbstätiger Mann ohne Migrationshintergrund ist, der sich ohne anderweitige Verpflichtungen rast- und ruhelos seinem Unternehmen – vielfach unterstützt von seiner Familie – widmen kann“ (Bührmann et al.

2007: 144). Insbesondere die hier vorgenommenen Charakterisierungen helfen uns bei der Auswertung der Ergebnisse unserer Untersuchung.

Der Fragestellung bildlicher Vorstellungen junger Menschen über Gründungspersonen haben wir uns zunächst mittels einer Vorstudie angenähert.

Forschungsdesign

Zur Beantwortung der Forschungsfrage: ‚Welche bildhaften Vorstellungen haben junge Menschen von Gründungspersonen?‘ konnten wir eine Sammlung an von durch junge Menschen ausgewählten Bildern nutzen, die im Rahmen einer Masterarbeit erstellt wurde. Im Folgenden präsentieren wir eine mögliche Auswertungsvariante und erste resultierende Erkenntnisse und diskutieren diese.

Auswertungsmethode: Bildanalyse

Bilder sind mögliche Analysegegenstände der qualitativen Forschung (vgl. Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014: 149) und ermöglichen eine komplexe Einsicht in die Lebenswelt (vgl. Flick 2015: 14) von – in diesem Fall – jungen Menschen. Insgesamt geht es bei der Bildanalyse um das Erkennen bzw. das Aufdecken des kollektiven impliziten Wissens. Dies sind im vorliegenden Fall das Wissen, bzw. die Vorstellungen der jungen Menschen als Gruppe einer Gesellschaft über Gründungspersonen. Die Menschen wählen Bilder aus, die sie besonders angesprochen haben, weil sie ihren Vorstellungen entsprechen, und reichen diese ein. Die Aufdeckung des Bildsinns erfolgt durch die Forschenden und ist nicht Aufgabe der Proband_innen. Häufig können Proband_innen ihre Motive auch gar nicht benennen, weil die Handlung, die dem impliziten Wissen folgt, nicht verbalisiert bzw. sich nicht bewusst gemacht werden kann (vgl. Bohnsack 2011: 28ff., Przyborski 2018: 119ff. und weitere Ausführungen bei Bohnsack 2017: 142ff.).

Um das kollektive implizite Wissen ermitteln zu können, ist die Analyse einer großen Anzahl an Bildern erforderlich, denn so lassen sich über eine komparative Analyse Gemeinsamkeiten von Bildbeständen erkennen sowie das häufige Auftreten von bestimmten Merkmalen im gesamten Bildbestand identifizieren. Die Analyse einer großen Bildsammlung kann mit der seriell-ikonografischen Fotoanalyse nach Pilarczyk/Mietzner durchgeführt werden (vgl. Pilarczyk/Mietzner 2005: 131ff.).

Vorstudie und Erkenntnisse

Auf die im Rahmen einer Masterarbeit¹ gestellte Frage: ‚Wie sieht für Dich eine Person aus, die ein Unternehmen gründet?‘² wurden in einem kleinen Untersuchungszeitraum 26 Bilder

1 Autorin war Kathleen Henseling.

2 Der für die Erhebung angefertigte Flyer und weitere Bilder aus der Untersuchung können unter folgendem Link (https://www.uni-kassel.de/fb07/institute/ibb/fachgebiete/entrepreneurship-education/unternehmer_innenbild.html) eingesehen werden.